



Foto: Privat

Friedel J. zusammen mit den Kieler EmigrantInnen Fritz Hamer, ihren Eltern Helmuth und Martha Mlotkowski, Thea Hamer und einem unbekanntem Klaus Hansen (v.l.n.r.) bei einem Ausflug, etwa 1936

## Kein Platz für Heranwachsende?

### Die Jahrgänge 1916 bis 1928 im politischen Exil

In den Jahren der NS-Herrschaft emigrierten aus Schleswig-Holstein nur wenig mehr als einhundert Personen ins politische Exil nach Skandinavien. Das in der Forschungsliteratur geläufige Bild von politischen EmigrantInnen im Exil als männerbündische Politik-Clique, die sich um illegale Grenzarbeit mühte, mehr oder weniger fruchtlose politische Debatten führte oder einander mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln das Leben schwer machte, gibt nur einen Ausschnitt ihrer Existenz wieder. In einer ganzen Reihe von Fällen waren vom politischen Exil Familien betroffen – sei es, dass sie auseinandergerissen wurden, sei es, dass ganze Familien emigrierten. Der Aspekt der Kinder und Jugendlichen in der Geschichte des (politischen) Exils ist in der Vergangenheit aber oftmals vernachlässigt worden. Dieser Beitrag möchte mit einigen biografischen Skizzen der besonderen Lebenssituation der 14 Schleswig-Holsteiner der Geburtsjahrgänge 1916 bis 1928 im politischen Exil Skandinaviens nachgehen. Deren spezifische Erfahrungshintergründe werden nachfolgend beleuchtet, wobei auf ihre höchst unterschiedliche Art der Verarbeitung dieser Erfahrungen hingewiesen wird.<sup>1</sup>

Die 1916 und danach geborenen Personen hatten die „Machtergreifung“ nicht als Erwachsene erlebt, sondern sich noch in ihrer Schul- bzw. vereinzelt schon der Berufsausbildungsphase befunden. Mehrfach waren sie noch zu jung, um aktiv am politischen Geschehen beteiligt gewesen zu sein. Von den Konsequenzen der „Machtergreifung“ waren sie aber in jedem Fall betroffen, da dies in aller Regel den Einkommensverlust der Väter bedeutete, so ein Ergebnis der diesem Beitrag zugrundeliegenden Forschungsarbeit. Ihrer aller Emigration stellte den ansonsten alterstypischen Lebensweg mit Schule, Ausbildung oder Studium, Partnerschaft und Familiengründung in Frage, und darüber hinaus wurden vielfältige soziale Beziehungen zerrissen.

In der Emigration galt es nun nicht nur diesen Verlust zu verkraften, sondern auch, sich innerhalb einer anderen Gesellschaft zu verorten und mit den vorgefundenen Bedingungen zurecht zu kommen: eine Situation, die für die Kinder und Jugendlichen ein hohes Maß an „akkulturativem Stress“<sup>2</sup> bedeutete. Hierzu trug entscheidend bei, dass sie die Emigrationsentscheidung zumeist nicht selbst getroffen hatten. Allein Werner Wurbs (Jg. 1918), Gertrud Bohnsack (Jg. 1920) und Heinz Köhler (Jg. 1917) hat-

ten zumindest in Teilbereichen ein elternunabhängiges Emigrationsverhalten an den Tag gelegt; andere – so Anton Peters jr. (Jg. 1916), Hans-Harald Steilberger (Jg. 1918), Hertha Pallavicini (Jg. 1919), Richard Hansen jr. (Jg. 1925)<sup>3</sup> und Frieda J. (Jg. 1926) sowie der nicht in Schleswig-Holstein aufgewachsene Bertram Osterroth (Jg. 1928)<sup>4</sup> – waren zusammen mit den Eltern als geschlossene Kernfamilie ins Exil gegangen, und dies nicht immer in Übereinstimmung mit den Eltern.

Die zentrale These dieses Beitrags ist es daher, dass insbesondere die mit den Eltern mit-emigrierenden Jugendlichen ohne eine eigene Emigrationsentscheidung mit dieser Situation größere Schwierigkeiten hatten und das Exil als allein negativ durchlebte Zeit wahrnahmen – die jüngeren Kinder und die selbstständig emigrierten Jugendlichen konnten der Situation hingegen eine Reihe von positiven Aspekten abgewinnen und dieses mitunter persönlichkeitsstärkend in ihrer Biografie einbauen. Ob das Exil (der Eltern) den altersspezifischen Entwicklungsprozess der Kinder und Jugendlichen nachhaltig störte, ob den Jugendlichen das Erlernen von Wertmaßstäben für eine „positive Lebensbewältigung“ (Ulrike Jureit<sup>5</sup>) vorenthalten wurde oder ob sie nicht – aus einer anderen Interpretationslogik heraus – hier Bedingungen vorfanden, die durchaus auch Chancen für die eigene Entwicklung bereithielten, die im Deutschen Reich nicht bestanden, wird nachfolgend an vier biografische Skizzen betrachtet werden, die – soweit vorhanden – auf Eigentexten bzw. Aussagen der Betroffenen beruhen.<sup>6</sup>

**„... denn es ist mein größter Wunsch, [...] mich ganz in den Dienst der sozialdemokratischen Partei stellen zu können“**

Der 1917 geborene Heinz Köhler verfasste 1950 anlässlich seines ersten Besuchs in Rendsburg nach Kriegsende einen biografischen Abriss, in dem er sein Leben in der Rückschau von Kindheit an als ein politisches Leben betrachtete:

„Während meiner Kindheit, ab 7. Lebensjahr, gehörte ich den roten Falken an, die ich dann später auch noch als Obmann betreute. Im März 1933 trat ich als kaum 16-jähriger in den Rendsburger Jungbanner ein, der aber kurz nach meinem Eintritt aufgelöst wurde. Mein Vater, damaliger Reichsbannerführer der Ortsgruppe Rendsburg, hatte am 10.1.1932 einen Zusammenstoß mit den Nazis, wo es 53 Verletzte und 1 Toten auf Seiten der Nazis gab; [...]. Am 10.10.1932 verurteilte das Landgericht Kiel meinen Vater zu 2 Jahren Gefängnis, welches er aber durch Amnestie des damaligen Reichskanzlers Schleicher schon am 23.12.1932 verlassen konnte.

1933, am 9. August, mußte mein Vater Deutschland verlassen, weil, wie es hieß, die Nazis den Prozeß gegen meinen Vater und die Mitangeklagten



Weihnachtsfeier 1932 im Gewerkschaftshaus Rendsburg mit den amnestierten Reichsbannerangehörigen (Carl Köhler oben, 3.v.l.)

wieder aufrollen wollten. Er emigrierte nach Dänemark und wurde dort an der Beltbrücke beschäftigt. Weihnachten 1933 reiste meine Mutter meinem Vater nach und ich folgte – da ich mit meinem Lehrlingslohn von 3,00 [RM] wöchentlich nicht zurechtkommen konnte und außerdem Gefahr bestand, daß mich die Nazis als Geisel verhaften würden –, am 14.1.1934 meinen Eltern. In Dänemark war ich 2 Jahre arbeitslos, da mir, obwohl ich politischer Flüchtling war (vom Matteottikomitee anerkannt!) keine Arbeitserlaubnis erteilt wurde. 1936, nachdem ich die Arbeitserlaubnis erhalten hatte, kam ich in Kolding in die Kesselschmiedelehre. Ich lernte von Februar 1936 bis Okt. 1937, dann wurde auch dort die Arbeitsverhältnisse schlechter und ich ging auf die Werft nach Helsingör, wo ich noch 2 Jahre Stemmer lernte.

Nachdem wir unseren Wohnsitz in Helsingör hatten, wurden wir mit dem damaligen Betreuer der sozialdemokratischen Flüchtlinge in Dänemark, Richard Hansen, näher bekannt. Als mein deutscher Paß 1939 ungültig wurde, riet mir dieser zu, mich mit dem [deutschen] Konsulat in Verbindung zu setzen, um einen neuen Paß zu erhalten. Meine Einwendungen



Foto: Demokratische Geschichte 1. Kiel 1986

Das schwedische Heilbad Loka Brun wurde ab dem 9. April 1940 Internierungslager für geflüchtete deutschsprachige Emigranten aus Dänemark und Norwegen

ließ ich auf Anraten R. Hansen's fallen und setzte mich im Aug. 1938, bevor mein Paß ungültig wurde, mit dem Konsulat in Verbindung. Statt eines Passes aber erhielt ich die Einberufung zur Musterung, welcher ich, wiederum auf Zuraten R. Hansen's folgte. [...]. Im Januar 1939 erhielt ich meine Einberufung zum deutschen Militär. Auf mein Gesuch um Zurückstellung, weil meine Lehre noch nicht abgeschlossen war, wurde ich für 1 Jahr zurückgestellt. Nachdem der dänische Naziführer Fritz Clausen im Nov. 1938 eine Versammlung abgehalten hatte, auf welcher er die deutschen Emigranten stark angriff, hatte ich das Wort ergriffen und seine Ausführungen widerlegt und damit hatte ich gleichzeitig als deutscher Emigrant die Gesetze Dänemarks übertreten und stand vor meiner Ausweisung aus Dänemark. Nur durch meine schriftliche Erklärung, daß ich mich nie wieder am öffentlichen politischen Leben Dänemarks beteiligen würde, wurde von meiner Ausweisung Abstand genommen. Im März 1940 erhielt ich meine Stellungsbefehl zum deutschen Militär, welchem ich aber auf Grund meiner politischen Lage und der Geschehnisse nicht folge leisten konnte. Am 9. April 1940 bei Einbruch der Deutschen in Dänemark, verließ ich zusammen mit meinen Eltern und anderen Emigranten Dänemark und kam

nach Schweden. Am 20.4.40 wurden wir in Loka-Brunn interniert und waren mit ca. 250 Deutschen (u.a. Karl [Raloff], Huhnlich u.a.m.) in einem Lager untergebracht. Am 5. Juli 1940 wurden meine Eltern und ich freigegeben und nach Gustavs, meinem jetzigen Aufenthaltsort, transportiert. Durch Waldarbeit verdienten wir hier unseren Unterhalt.

Im Nov. 1941 heiratete ich eine Schwedin. Wir haben 2 Kinder [...] 1946 erhielt ich die schwedische Staatsbürgerschaft. 1947–48 machte ich meine schwedische Militärzeit als Flugzeugmechaniker in Söderhanen. Zur Zeit arbeite ich im Eisenwerk in Donnerwelt.

Seit dem 17. Juni ds. J[ahre]s. [1950] bin ich mit meiner Frau und meinen beiden Kindern bei meinen Eltern in Rendsburg (sie konnten inzwischen wieder nach hier zurückkehren) auf Besuch. Ich möchte die Zeit ausnutzen, um meine Rückkehr nach Deutschland vorzubereiten, denn es ist mein größter Wunsch, wieder nach hier zu kommen, um mich ganz in den Dienst der sozialdemokratischen Partei stellen zu können.<sup>7</sup>

Konstitutiv für diesen Lebenslauf ist, dass Heinz Köhler ihn – obwohl kein Profipolitiker oder auch nur ehrenamtlicher Funktionär – mit politischen Motiven beschrieb und nicht mit beruflich-sozialen Versatzstücken. Im Kontext des Zeitpunkts der Abfassung ist dies nachvollziehbar, denn noch zu Zeiten einer SPD-Landesregierung schien sich ein politisches Renommee erfolgreich für eine berufliche Karriere einsetzen zu lassen.<sup>8</sup> In mindestens zwei Lebenssituationen standen seine Entscheidungen unter dem Primat des Politischen, so bei der Emigration und der – zumindest verbalisierten – Entscheidung zur Remigration. Diese konnte nicht mehr vorangetrieben werden, da Heinz Köhler 1950 bei einem Arbeitsunfall starb.

Die Bedeutung des „Politischen“ in seinem Lebenslauf wird mehrfach herausgestellt. So vermerkte er, dass er – obwohl er anerkannter politischer Emigrant gewesen sei – keine Arbeitsgenehmigung bekommen hätte. Zutreffend war vielmehr ein „weil“: Weil er politischer Emigrant war, hatte er eine zweijährige Beschäftigungssperre zu erdulden. Hier drückt sich aber aus, dass das politische Exil für Köhler scheinbar ein Verdienst gewesen ist, das zu sozialen Angeboten wie einer Arbeitsgenehmigung berechtigte. Auch seine eigene Fluchtmotivation beschrieb er politisch (der drohende Missbrauch als Geisel, um die Rückkehr seines Vaters zu erzwingen) und ergänzte sie um die ökonomischen Schwierigkeiten (der Lehrlingslohn reiche nicht zum eigenständigen Lebensunterhalt aus). Deutlich, dass beide Gründe einen objektivierbaren Gehalt vorspiegeln (Geiselhaft, kein Geld), ein zentrales Moment aber sicherlich die Trennung der Familie war, die der damals 16-Jährige mit seiner Nachfolgeemigration überwand.

Mit der Episode über die Passverlängerung und die Wehreffassung im dänischen Exil sowie mit der eigenen, folgenreichen Exponierung als

sozialdemokratischer Emigrant führt Heinz Köhler die politische Deutung seines Lebens fort. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits in den Arbeitsprozess integriert und lernte eine Dänin als Partnerin kennen, nahm mithin einen Eingliederungs-, wenn nicht gar einen Integrationsprozess auf, der dann aber durch die Folgen der Besetzung Dänemarks unterbrochen wurde. Und auch die Weiterflucht nach Schweden wird bei ihm nicht mit Kategorien von „neu anfangen“ und entgangenen beruflichen Chancen beschrieben, wenngleich er längere Jahre von einer der beruflichen Qualifikation angemessenen Erwerbsarbeit ausgeschlossen blieb: Die ihm zunächst nur zugewiesene schwere Arbeit im Wald wurde von ihm hier nicht negativ bewertet, obgleich sie im Kontext der sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Emigration eine außerordentliche Härte darstellte. Vielmehr hob er hervor, dass er einer von 250 Flüchtlingen in einem Lager – dem Kurbad Loka Brunn – gewesen war und dass sich dort auch eine Reihe von prominenten Politikern der Weimarer Republik befunden hätte, womit er seine politische Deutung fortführte.

Dieser politischen Einbettung seiner Biografie steht eine gänzlich andere Lebensrealität entgegen. Hinsichtlich dieses Lebenslaufs ist darauf aufmerksam zu machen, dass Köhler in der Summe der Merkmale eine ausgesprochen erfolgreiche Integrationsbilanz in Schweden vorzuweisen hatte. Er war Facharbeiter und schwedischer Staatsbürger geworden, war mit einer Schwedin verheiratet und hatte mit ihr zwei gemeinsame Kinder. Von dieser Warte aus betrachtet, sprach nichts für eine Remigration nach Deutschland. Angesichts der Schwierigkeiten, die sein Vater hatte, in Deutschland überhaupt wieder eingebürgert zu werden, überrascht sein Bemühen um eine Remigration und kann möglicherweise nur mit dem Ziel erklärt werden, auf diesem Wege eine Entschädigung zu erhalten.<sup>9</sup> Aus dem von seiner Ehefrau in späteren Jahren weiter betriebenen Entschädigungsantrag geht kein Hinweis darauf hervor, dass eine erhoffte ökonomische Besserstellung – angesichts einer ggfs. vorhandenen ökonomischen Desintegration in Schweden – das Motiv für die Rückkehr gewesen sein könnte. Denkbar natürlich, dass der Sohn, wie zuvor der Vater im Brückenbau als Facharbeiter tätig, daran dachte, dass die zerstörte Verkehrsinfrastruktur bald eine Tätigkeit hier nach sich ziehen könnte.<sup>10</sup>

Unübersehbar ist, dass ein auf diese Weise politisch konstruierter Lebenslauf, der in dem Wunsch nach Rückkehr und dem Wunsch nach einem Engagement für die Sozialdemokratie mündete, zwar immanent folgerichtig war und dem Stereotyp des politischen Exils entsprach, dass vermeintlich stets auf die politisch motivierte Rückkehr zielte. Die tatsächlich vollzogenen Integrationschritte in Schweden standen dem Ansinnen einer politisch motivierten Remigration in den Landesteil Schleswig aber entge-

gen, denn die beruflich-sozialen und politischen Chancen in Schleswig-Holstein waren sehr schlecht, die beruflich-sozialen Chancen in Skandinavien hingegen recht gut.

Heinz Köhler glückte es im Lebenslauf, eine Reihe persönlich erfahrener Widrigkeiten zu verarbeiten. Dies gelang ihm dadurch, dass er sich selbst offenbar stets in den politischen Kontext von Verfolgung und Widerstand stellte und das hieraus abzuleitende Renommee persönlichkeitsstärkend deutete.

### **„Unter langen Jahren mit großen Entbehrungen lebten wir dann in Dänemark“**

Erkennbare Schwierigkeiten, die Verfolgungsbedingungen im Reich und das Exil in seine Erinnerungskonstruktion persönlichkeitsstärkend einzubauen, hatte hingegen Hans-Harald Steilberger, der 1918 geborene Sohn des Kieler Arztes, sozialdemokratischen und AWO-Funktionärs Karl-Martin Steilberger und dessen Ehefrau Charlotte. Dabei hat in seinem Fall eine gesonderte Bedeutung, dass der Vater bzw. die Familie sowohl als Sozialdemokraten als auch als Juden verfolgt wurden.<sup>11</sup> Zur Verfolgungssituation der Familie gehört auch, dass der Vater federführend an der Kampagne gegen den § 218 beteiligt war und hiermit den Nationalsozialisten auch eine besondere Zielscheibe bot. Bald nach der Machtübergabe wurde bereits das Strandhaus der Familie verwüstet und die Familie zum Verkauf des Häuschens gezwungen.

In Steilbergers „Schilderung des Verfolgungsvorganges“ (7.1.1960) im Entschädigungsverfahren wurde insbesondere die rassistische Verfolgung als Halbjude thematisiert:

„Als Sohn des jüdischen prakt. Arztes Carl-Martin Steilberger und seiner Frau [...] wurde mir der Schulgang im Staatlichen Gymnasium zu Kiel oft durch handgreifliche Verprügelung oder indirekte Verfolgung von Seiten der nationalsozialistischen Lehrer oft [leidvoll gemacht]. Nur die Tatsache, daß mein Vater unter dem ersten Weltkriege als Frontfreiwilliger in der Flotte diente, machte es möglich für mich die Schule zu besuchen. Da aber dann die Verfolgung der jüdischen Ärzte in Kiel immer gefährlicher wurde und wir zu wissen bekamen, dass man den Vater unter uns nicht bekannten Gründen verhaften wollte, mußte ich, der doch als Schüler sich nicht selbst ernähren konnte, meinen Eltern am 16. Juni 1936 in die Flucht nach Dänemark folgen.“

Dieser Umstand, dass die genauen Aspekte der Verfolgung und drohenden Verhaftung ihm nicht bekannt waren – alle Hinweise sprechen für eine Beteiligung an der Arbeit des Sopade-Grenzsekretariats –, er aber selbst

eine Diskriminierung als Jude erfuhr, gewinnt dadurch an Bedeutung, dass Steilbergers Eltern bei der Flucht über den Öresund im Oktober 1943 bei einem Unfall ertranken. Der Sohn selbst wurde von einem schwedischen Zollboot gerettet, doch die Fluchtumstände des Jahres 1936 blieben ihm gegenüber so seitens seiner Eltern unaufgedeckt.

Dem Vater waren als Freiberufler im dänischen Exil erhebliche Berufsrestriktionen erwachsen. Eine Zulassung oder Beschäftigung als Arzt war Flüchtlingen in allen skandinavischen Exilländern verwehrt worden.<sup>12</sup> Verständlich, dass er daher schrieb: „Unter langen Jahren mit großen Entbehrungen lebten wir dann in Dänemark.“

Seine vorgetragenen Entschädigungsansprüche verweisen darauf, dass er seinen quasi vorgegebenen Lebensweg als Arzt mit der Emigration der Eltern – und nicht bereits mit der Verfolgung der Eltern im Reich – zunichte gemacht sah. Er forderte daher „Entschädigung für die Nichtausbildung als Arzt. Sowohl mein Großvater [...] als auch mein Vater waren Ärzte und es war von vornherein bestimmt, das ich diese Laufbahn auch ergreifen sollte. Daher besuchte ich ja auch das Staatliche Gymnasium in Kiel. [...] Entschädigung für die langen Jahre, da ich unter großen Entbehrungen mir erst mühselig habe eine Ausbildung als Werbefachmann [...] schaffen können. Besonders die Jahre 1936 bis 1943 habe ich in Kopenhagen von Almosen gutgesinnter Privatpersonen leben müssen und habe vieles entbehren müssen.“ Selbstredend versucht Hans-Harald Steilberger hier, den Notwendigkeiten einer materiell erfolgreichen Antragstellung Rechnung zu tragen, und in diesen war kein Raum für differenzierte Betrachtungen der eigenen materialen Lage.

Nach dem Verlust der Eltern auf der Flucht habe er „noch einmal von vorne anfangen müssen.“<sup>13</sup> Der Abbruch der familiären Gewissheit durch den tragischen Tod der Eltern wurde hier – weil emotional nur schwer ausdrückbar – aufgegriffen als berufliches Von-vorne-anfangen. Nach einer sehr bald nach der Ankunft in Schweden begonnenen Ausbildung blieb er im Bereich der Werbegrafik tätig. Bei seiner Darlegung fällt auf, dass er auf die politische Verfolgung des Vaters/der Eltern nicht Bezug nehmen konnte, der Vorgang blieb ihm ungeklärt, er aber von den Eltern wirtschaftlich abhängig war und mit ihnen hatte fliehen müssen. Interessant erscheinen hier seine Angaben, die 1951 unter der Rubrik „Das Verhältnis zum Heimatland“ seitens eines schwedischen Polizeibeamten festgehalten werden: „Er hat sich nie mit Politik beschäftigt. Er floh aus Deutschland wegen der jüdischen Abstammung des Vaters.“<sup>14</sup> Mag hier zum Ausdruck kommen, dass man sich 1951 in Schweden nicht mehr sonderlich für derartige Details interessierte, so drückt diese Bezugnahme ebenfalls aus, dass auch er quasi als Jude verfolgt wurde – ohne sich aber selbst als solcher zu begreifen.

Die ökonomische Schlechterstellung rückt auch an anderer Stelle in den Mittelpunkt des Exilerlebens. Seine Minderung der Ausbildungschancen sah Steilberger emigrationspezifisch im Kontext von Sprachschwierigkeiten und nicht etwa im Zusammenhang mit arbeitsmarktregulativen Maßnahmen der dänischen und späteren integrationsfördernden Initiativen der schwedischen Regierung:

„Ich wurde gerettet [im Öresund, TP]. Ich war damals 25 Jahre alt. [...] In Dänemark haben wir dann etwa 7 Jahre lang in sehr ärmlichen Verhältnissen gelebt. Während des Aufenthalts in Dänemark habe ich wegen der bestehenden Notlage und den damals vorliegenden Sprachschwierigkeiten keine eigentliche Berufsausbildung erhalten. Nach der Flucht von Dänemark nach Schweden habe ich ebenfalls vorwiegend aus wirtschaftlichen Gründen keine gründliche und methodische Berufsausbildung erhalten. Im Jahre 1946 kam ich als Werbeberater nach Stockholm. Auch dort ging es mir recht schlecht und ich mußte teilweise jedenfalls von pekuniären Unterstützungen wohlwollender Schweden unter meinen Bekannten leben. Im Jahre 1948 war ich endlich soweit, daß ich mein bescheidenes Auskommen fand. Am 31. Juli 1948 habe ich eine Schwedin geheiratet. [...]

Aus dieser Darstellung dürfte sich ergeben, daß ich seit der Flucht aus Kiel eigentlich immer in schwieriger Lage gewesen bin, und selbst noch in Schweden in schwieriger Lage lebe. Diese Verhältnisse haben dazu geführt, daß ich die für meine Entschädigung in Betracht kommenden Gesetze nicht kennenlernte. Ich hatte wohl davon gehört, daß die verfolgten Juden sich darum bemühten, Entschädigung zu erlangen. Ich wußte aber nicht, daß bereits entsprechende Gesetze ergangen waren.

Als ich im Jahre 1959 mich in einer besonders drückenden Notlage befand und außerdem wegen schwerer Depressionen zur Folge meiner Situation mehrere Monate arbeitsunfähig war, setzte ich mich mit der Deutschen Gesandtschaft in Stockholm in Verbindung“.<sup>15</sup> Erst kurz zuvor, im November 1958, nahm er die schwedische Staatsangehörigkeit an. Versuche, nach Kiel zurückzukehren, sind nicht bekannt.

Hans-Harald Steilberger hat – soweit nach diese Passagen geurteilt werden kann – keine Identifizierung mit dem Verfolgungshintergrund seiner Eltern aufbauen können, weder als Jude noch als Sozialdemokrat. Trotz der durchaus rührenden Bemühungen seitens der schwedischen Flüchtlingshilfe („wohlwollende Schweden“) und der deutschen sozialdemokratischen Landesgruppe (LG) in Schweden konnte er keine Verbindung zu diesen Kreisen in dem Maße aufbauen, dass er hier Elemente einer Konstruktion seines Lebenswegs annahm (s.u.). Vielleicht hat aber auch das Bemühen der „Flyktingshjälp“, ihm sehr zügig einen Ausbildungsplatz zu vermitteln, ihn zu schnell in die schwedische Gesellschaft geworfen, ohne dass er aus eige-

ner Initiative hier tätig werden musste (Zeigte sich hier die Kehrseite des Wohlfahrtsstaates mit seinen sozial-technologischen Maßnahmen?). Schweden hat Hans-Harald Steilberger mehr oder weniger erst als Erwachsener kennen gelernt, wurde aber von den Organisationen dort aufwändig betreut.

In einem Dankschreiben an Kurt Heinig anlässlich von dessen Beileidsbekundung zum Tode der Eltern versuchte Steilberger eine Brücke zur Sozialdemokratie über das Vermächtnis seines Vaters zu bauen: „Es hat mir wirklich Freude gemacht zu erfahren, daß die Partei, von der mein Vater soviel gehalten hat und die auch ich als die einzig richtige betrachte, an uns denkt. Es ist ja immer erfreulich zu fühlen, daß man trotz allem nicht ganz alleine ist.“

Anschließend kündigt er seinen Eintritt in die SPD-LG an. Doch in dem Versuch, eine Brücke zu schlagen, wird auch deutlich, dass er sich eben selbst nicht als Sozialdemokrat sah und ohne den Tod des Vaters den Schritt wahrscheinlich nicht vollzogen hätte. Schon bald sollte er seine Enttäuschung über die Organisation bekunden. Es habe ihn gewundert, schrieb er einen Monat nach der Ankunft an den Funktionär Kurt Heinig, „durch die ‚Information‘ zu erfahren, daß die Mitgliederzahl der SPD hier in Schweden so gering ist. Gerade wegen der kleinen Zahl kommen mir die internen – recht ansehnlichen – Zwistigkeiten lächerlich vor. Es muß alles auf unsere schwedischen ‚Gastgeber‘ einen recht dürftigen Eindruck machen. Einem einzelnen Manne – der wie ich einsam auf dem Lande wohnt – wird durch solche Sachen der Glaube an die Gerechtigkeit unserer Anschauung nicht erleichtert.“<sup>16</sup>

Gerade in dieser Situation ist erkennbar, dass Hans-Harald Steilberger in Schweden weniger als verfolgter (Halb-)Jude denn als Sohn eines Sozialdemokraten behandelt wurde, er selbst hieraus aber kaum eine positive Identifikation ableiten konnte.<sup>17</sup> Jahre später begründete er im Entschädigungsverfahren die verspätete Antragstellung nach Bundesentschädigungsgesetz (BEG) damit, dass die Juden damals ihre Entschädigung beantragt hatten, er sich dem aber nicht anschloss. Das eigentliche Argument spricht er dabei noch gar nicht aus. Er sah sich hier wahrscheinlich nicht (mehr) als verfolgter Jude, wenngleich die eigene Verfolgungserfahrung in Deutschland diese Merkmale zeigte und auch in Dänemark eine Betreuung durch die Jüdische Gemeinde Kopenhagens vorlag.

Eigene Möglichkeiten, den Lebensweg selbstbestimmt zu gestalten, deuten sich auch in der weiteren Darstellung seines Verfolgungsweges nicht an. Weder die Variante einer Re-Ethnisierung als Jude, noch auf eine anhaltende Bezugnahme auf das sozialdemokratische Exil baute er auf: Sprachlich tritt hervor, dass er nach Dänemark „folgen [...] mußte“, „mußten wir

[...] die Flucht ergreifen“, er musste diesen oder jenen Beruf erwählen. Eigene Handlungsoptionen werden hier nicht erkennbar.

Für Hans-Harald Steilberger scheinen sich hier Schwierigkeiten in der Synthese seiner Erfahrungen mit dem Verfolgungsschicksal seiner Familie in der Hinsicht zu entwickeln, dass diese ihm eine sinnhafte Konstruktion des Erlebten erlaubte, in der er als handelndes Subjekt auftauchte. Seine gelegentliche Bezugnahme auf die „autodidaktische“ Befähigungsaneignung ist darüber hinaus gebrochen durch die Darlegung seiner übrigen Verfolgungsgeschichte, die von Leid, Erfolglosigkeit und dem Bewusstsein geprägt ist, Objekt zu sein. Quellenimmanent ist nicht zu klären, warum er meinte, in Dänemark keine Berufsausbildung begonnen haben zu können. Die geschilderten ärmlichen Verhältnisse suggerieren allein, dass die Notwendigkeit zum Familienhinzuverdienst die Aufnahme einer Berufsausbildung ohne eigenes Einkommen während der Lehre nicht zuließ. Dies steht allerdings im Widerspruch zu zahlreichen, teils erwachsenen EmigrantInnen, die in Dänemark seit 1936 eine Lehre absolvierten und während jener Phase von der Flüchtlingsunterstützung lebten. Letztlich ist auch unzutreffend, dass er in Dänemark keine Ausbildung absolvierte, nur eben nicht in der Weise, wie dies in Deutschland üblich war, und schon gar kein Medizinstudium.<sup>18</sup>

Hans-Harald Steilbergers Versäumnis, die gesetzliche Antragsfrist zur Entschädigung nicht eingehalten zu haben, erklärt sein Rechtsanwalt im Verfahren als unmittelbare Konsequenz der Verfolgung.<sup>19</sup> An dieser Stelle darf keine qualifizierte Auseinandersetzung mit der beigefügten ärztlichen Diagnose erfolgen, wohl aber darauf hingewiesen werden, dass Steilberger Schwierigkeiten hatte, sich als selbstständiges Subjekt zu begreifen. Diese mögen in den Frustrationserfahrungen der Verfolgungs- und Emigrations-situation begründet sein. Dabei mag eine gesonderte Rolle spielen, dass er diese Verfolgungsbedingungen nicht konstitutiv und persönlichkeitsstärkend in seine Biografie einbauen konnte: Er musste fliehen und wusste nicht, warum der Vater verhaftet werden sollte, und sah – zum damaligen Zeitpunkt 18 Jahre alt – für sich noch keine Möglichkeit, eigenständig in Deutschland zu bleiben. Seine eigene Vorstellungswelt schien an den quasi per Abstammung festgelegten Werdegang von Schule – Abitur – Studium – Arztberuf gekoppelt gewesen sein, nicht an eigene Leistung, Initiative oder eigenes Zutun. Einzelne im Exil einsetzende eigene Initiativen, sich autodidaktisch weiterzuqualifizieren, fanden später in seiner Verfolgungsdarlegung keine Berücksichtigung, und die meisten Handlungen oder Veränderungen schienen äußerem Druck zu folgen. Das Exil konnte nicht zu seinem Exil werden, Steilberger blieb ein von tragischen Umständen Getriebener.

## „Ich habe nicht gelitten“

Geradezu einen Gegenentwurf zur retrospektiven Lebenswegdarstellung Hans-Harald Steilbergers stellt der Migrationsweg der 1920 geborenen Gertrud Bohnsack dar. Sie folgte ihrem Vater in die Emigration und setzte dies gegen den Willen der Mutter und in Unkenntnis des Freundes durch. Ungewöhnlich an ihrem Migrationsweg ist ebenfalls, dass sie, die bis zum Februar 1941 bei den Eltern in Stockholm lebte, aus eigenem Antrieb nach Deutschland zurückkehrte, um ihren Freund heiraten zu können.

In einem Gespräch im Spätsommer 1999 schilderte sie zunächst ihre Kindheit. Das Grundmotiv ihrer Elternbeziehung habe der Umstand ausgemacht, dass ihre Bindung an den Vater, den Kieler Metallarbeitersekretär, stärker und intensiver gewesen sei als an die Mutter: „Ich war ein Vaterkind“. Die Mutter sei emotionaler gewesen, hätte zwar auf Seiten des Vaters gestanden, war aber letztlich unpolitisch gewesen. Sie selbst habe den Vater bewundert; er habe sie gefördert und blieb ein Orientierungspunkt für die eigene Sozialisation: Sport, Politik und Kultur waren Bereiche, die beide verbanden.<sup>20</sup>

Für die Jugendliche Gertrud Bohnsack seien die Krisenjahre der Weimarer Republik und die Zeit der Verfolgung und der Emigration eine abenteuerliche Zeit gewesen: „Ich habe nicht gelitten“, begleitet sie diese Aussage. Durch die illegalen Zusammenkünfte in der Wohnung oder das zeitweilige Verstecken von Genossen auf dem Dachboden wäre viel passiert, und sie hätte daran teilgehabt, so z.B. die Versteckten mit Essen versorgt, mit aufgepasst und letztlich auch die Verschwiegenheit gewahrt.

Der Vater stellte seine illegalen Aktivitäten nicht ein, sei mehrfach verhaftet und inhaftiert worden. An mehrere Hausdurchsuchungen in ihrer Wohnung könne sie sich erinnern. Da diese stets früh morgens stattgefunden hätten, sei jeweils auch ihre Schultasche durchsucht worden, damit sie nicht irgend etwas hinaus schmuggele. Sie sei dann heulend in die Schule gegangen, aber ihre damalige Lehrerin habe zu ihr gestanden. Ihre Schulerinnerungen waren aber keineswegs ungetrübt – so konnte sie sich daran erinnern, wie in der Schule das Bild von Friedrich Ebert abgenommen wurde und Bücher verbrannt wurden. Die SchülerInnen hätten alle im Kreis darum herumstehen müssen, und man habe ihr, der Tochter des Gewerkschaftssekretärs, den Nagel vor die Füße geworfen, an dem das Bild des Reichspräsidenten Ebert gehangen hatte. Sie hätte diesen Nagel noch lange aufgehoben. In der Schule sei ihr in Konsequenz der Verfolgung des Vaters das ermäßigte Schulgeld gestrichen worden. Sie musste daher die Schule mit der Mittleren Reife Ostern 1936 verlassen: Im Anschluss hieran arbeitete sie zunächst als Kindergartenhelferin.

Bereits nach dem Schulabschluss dachte Gertrud Bohnsack daran, zum bereits im Dezember 1934 emigrierten Vater nach Schweden zu gehen, denn die eigenen beruflichen und schulischen Ambitionen waren in Deutschland nicht mehr umsetzbar.<sup>21</sup> Sie sei schon während der Sommerferien 1935, noch als Schülerin der 10. Klasse, allein nach Stockholm gereist, um ihren Vater zu besuchen. Die Mutter wollte hingegen nicht so recht nach Schweden, denn die Beziehung der Eltern war mittlerweile zu belastet, als dass die Mutter auf jeden Fall die Trennung überwinden wollte.

Im darauf folgenden Jahr lernte Gertrud Bohnsack in Kiel ihren späteren Mann kennen, der damals Medizinstudent war. Es war die Liebe ihres Lebens, wie sie sagte. Als sie 1937 abermals nach Schweden reiste, habe sie weder ihrem Freund noch der Mutter von ihrem Plan berichtet, dort zu bleiben – die Mutter hätte sie sonst auch nicht reisen lassen.

Die Mutter Bernhardine Bohnsack war derweil in den Jahren nach der Emigration Heinrich Bohnsacks seitens des Wohlfahrtsamtes bzw. durch die Gestapo zur Scheidung gedrängt worden, und man hatte ihr mit dem Entzug der Wohlfahrtsunterstützung gedroht. Eine Scheidung sei für die Mutter aber allein aus kirchlichen Gründen nicht in Frage gekommen, denn die gebürtige Rheinländerin war Katholikin. Sie war aber 1936 erstmals in Schweden zu Besuch bei ihrem Mann gewesen und reiste erst nach dem Verbleib der Tochter in Schweden aus dem Deutschen Reich aus.

In Schweden hatte sich Gertrud Bohnsack umfangreich weitergebildet und auch einen schwedischen Schulabschluss nachgeholt; diesen brauchte sie, um ihr Berufsziel, Krankenschwester zu werden, erreichen zu können. Ein weiterführender Schulbesuch bis zum Abitur war aber aus finanziellen Gründen damals noch nicht möglich gewesen. Bei ihrer Ankunft in Schweden hat sie zunächst beim Vater in einer Emigranten-Wohngemeinschaft prominenter Sozialdemokraten und Gewerkschafter gewohnt. Dort habe sie sich im Haushalt nützlich gemacht und sei abends zunächst zur Volkshochschule gegangen, um Schwedisch zu lernen. Als die Mutter dann 1938 mit einem Teil der Kieler Wohnungseinrichtung nachgekommen war, habe man eine eigene Wohnung bekommen, in der sie wieder ein eigenes Zimmer hatte.

In Schweden habe sie natürlich auch die Emigrationskollegen des Vaters häufig gesehen, ihre eigenen FreundInnen und Bekannten seien aber Schweden gewesen. Die Verhältnisse der EmigrantInnen untereinander seien wirklich unerfreulich gewesen. Unter der Stimmung in dieser Gruppe habe sie „gelitten“, denn jeder bekämpfte jeden.

Einige Zeit später habe sie an sechs Abenden pro Woche an der Schule das „Einjährige“ nachgeholt. Nebenbei hatte sie bereits einen Job im Büro des schwedischen Metallarbeiterverbandes, der auch ihren Vater unter-

Stockholms polis.

II.

3. distr.  
Nr 7981 19 39.

## Stämning.

Tyske medborgaren Gertrud Ida Bohnsack  
kallas och stämnes att vid laga påföljd  
inställa sig i Polisdomstolen i Stockholm, Polishuset, ingång från Kungsholmsgatan,  
ons-dagen den 14 februari 1940 klockan 11,00  
härav såsom vittne  
för att svara i mål angående att hon tagit arbetsanställning  
härav såsom målsägare  
hos med. doktor Johan Erik Jorpes utan att innehava vederbörligt  
arbetstillstånd.

Stockholm, polisstationen ~~107~~ Polishuset, Agne-gatan, den 17.1.1940.

  
Pol. tr. Poliskommissarie.

### Erkännande och rättegångsfullmakt.

I förestående stämning angivna förseelser erkännas; och befullmäktigad jag innehavaren härav  
att utföra min talan vid Polisdomstolen i Stockholm. Ombudets laga åtgärder godkänns, även ifråga  
om erkännande och förlikning.

Stockholm den / 19.

Bevittnas:

Underrättelse: Rapporten eller kopia därav finnes för genomläsning tillgänglig å ovannämnda polisstation.

Denna stämning medtages vid inställelse i Polisdomstolen.

Förfallolös utevaro för svarande och vitne medför bötesansvar eller vitesföreläggande.

stützte, und nur für diesen habe sie zunächst eine Arbeitsgenehmigung bekommen. Ihr Plan sei es gewesen, eine Krankenschwesternausbildung zu machen, doch das Uni-Krankenhaus Karolinska-Institut kündigte ihr nach Kriegsbeginn, weil in diesem Bereich keine Deutschen – wahrscheinlich generell keine Ausländer – mehr arbeiten durften. Überhaupt hätten der Kriegsbeginn und die Besetzung der skandinavischen Nachbarländer eine Zäsur für das Leben aller Deutschen in Schweden bedeutet. Für die EmigrantInnen sei dies um so schlimmer gewesen, als dass man die Deutschen nicht nach NS-Gegnern und -Befürwortern differenzierte.

In Schweden habe sie in einer „ruhigen Zeit“ viel gelernt, aber sie fühlte sich an ihren Freund gebunden und kehrte aus diesem Grunde auch nach Deutschland zurück, denn eine Möglichkeit, dass er – mittlerweile Lungenfacharzt – nach Schweden käme, gab es nicht. Schweden sei „irgendwo ein Paradies“ in der Zeit gewesen, aber „mir wurde das auch in Schweden ein bisschen viel“. Für die Rückkehr mag ebenso ausschlaggebend gewesen sein, dass ihr nun auch in Schweden die gewählte berufliche Laufbahn – zumindest bis zur Kriegswende 1943 – verwehrt blieb, ein Leben mit dem Partner wünschenswerter erschien und nun in Deutschland eine Krankenschwesternausbildung an der Seite ihres Mannes möglich war. Mit ihm habe sie sich vier Jahre lang innig und intensiv Briefe geschrieben. Sie sei kurz vor ihrem 21. Geburtstag, noch mit der schriftlichen Genehmigung der Eltern, wieder zurückgereist. Für ihre Eltern sei dies ein ziemlicher Schock gewesen. Der Vater versuchte noch, sie umzustimmen. So versprach er, sich auch um eine Ausreise nach Amerika zu kümmern, nur solle sie nicht nach Deutschland zurückkehren – letztlich auch, weil dies sein Renommee als Nazigegner in Frage stellte. Die Mutter habe nächtelang geheult. Ein Kontakt zu den Eltern habe danach auf dem Postwege weiter bestanden, die Briefpost sei aber bisweilen zensiert worden.

Obwohl ihr dort die Berufsausbildung nicht möglich war und sie Schweden freiwillig wieder verließ, ist Gertrud Bohnsack das Land ausgesprochen angenehm in Erinnerung geblieben, und sie hat auch heute noch einen intensiven Kontakt zu schwedischen Freundinnen. Ausschlaggebend für die positive Bezugnahme erscheint, dass es ihrem Selbstverständnis als spätere Sozialpädagogin entspricht, eine hohe Bereitschaft an den Tag zu legen, Verantwortung zu übernehmen, Entscheidungen zu fällen und auch bereit zu sein, die Konsequenzen daraus zu tragen. Dies wird mit der eigenständigen Emigration ebenso unterstrichen wie mit der keineswegs gefahrlosen Remigration im Jahre 1941.<sup>22</sup>

Gleichfalls hebt sie deutlich hervor, in verschiedenen Lebenssituationen – so auch in der offeneren schwedischen Gesellschaft – „viel gelernt zu haben“. Das Exil in Schweden bot ihr bis Kriegsbeginn eine Reihe von

Möglichkeiten, die ihr im NS-Deutschland nicht offen standen. Eine durchgehend vorhandene politische Verortung ließ sie dennoch lebenslang flexibel bleiben, und ihr gelang es auch bei späteren Schicksalsschlägen, anhaltend eine Gestaltungsfähigkeit ihres Lebens aufrecht zu erhalten. Gertrud Bohnsack schaffte es, private, beruflich-soziale und politische Motive der Emigration wie auch der Remigration miteinander zu integrieren und ihr Leben retrospektiv so zu beschreiben, dass sie jeweils diejenige war, die Veränderungen einleitete. Gertrud Bohnsack zeigt sich als ein Beispiel für eine selbstbewusste Frau, die ihr Leben in die Hand nahm und nicht von den politisch verursachten Zeitumständen getrieben wurde.

### **„Ich habe keine Kindheit gehabt, nur die Jahre in Dänemark“**

Das Kindheitserleben von Friedel J., der 1926 geborenen Tochter von Martha Mlotkowski, war neben der Armut der Eltern vom politischen Engagement ihres Stiefvaters Helmut Mlotkowski in der Kieler KPD geprägt gewesen.<sup>23</sup> Ihr Stiefvater sei, so erinnert sie sich, vor der Emigration sehr oft in Haft gewesen oder vernommen worden. Selbst am Tage der Hochzeit musste der Vater noch ins Polizeigefängnis, und die Feier fand ohne ihn statt. Ihre Familie kannte insofern keine Normalität, denn der soziale Vater war immer abwesend: auf Versammlungen, bei der Parteileitung in Hamburg, im Gefängnis – und die Mutter habe stets angstvoll zu Hause gewartet. Und daran anschließend sagte sie: „Ich habe keine Kindheit gehabt, nur die Jahre in Dänemark“, denn diese Jahre sind ihr in einer positiven Erinnerung geblieben. Da der Vater im Exil durch die Partei politisch abgekanzelt wurde und zunächst arbeitslos blieb, konnte die Familie nun dauerhaft zusammen sein. Ein späterer „schwarzer“ Arbeitsplatz in der Kopenhagener Sattlerwerkstatt einer Familie ostjüdischer Herkunft ließen Wohnen und Arbeiten, Nachbarschaft und Kinderbetreuung vortrefflich zusammenrücken.

Friedel war in der Schule sehr gut, und die Schule machte ihr viel Freude: „Die Atmosphäre in Dänemark war so anders als in Deutschland.“ Ihre Zensuren eröffneten ihr gar die Möglichkeit, nach der Volksschule einen Freiplatz für die weiterführende Schule erhalten zu können. So war der Familienalltag im Exil weitaus harmonischer und die eigene Lebensrealität gewiss günstiger als in Deutschland.

Bezogen auf die Situation nach der Ankunft im dänischen Exil – sie und ihre Mutter waren von der Partei zur Wahrung der Konspiration der illegalen Organisation in Kiel nach Dänemark geschleust worden –, und ebenfalls bezogen auf die Verhaftung des Vaters nach der Besetzung Dänemarks 1940 hob sie hervor: „Als Familie haben wir immer zusammengehalten. Das

war unsere Gewissheit“, und so sei der Vater bei der Besetzung Dänemarks nicht allein nach Schweden geflohen oder untergetaucht, sondern bei der Familie geblieben, und so seien sie nach dessen im August 1941 erfolgten Auslieferung nach Deutschland im Anschluss an eine Ausweisungsverfügung Mitte September 1941 auch nach Kiel zurückgekehrt.

Friedel J. kann als Beispiel dafür gelten, dass die minderjährigen Kinder weitaus einfacher mit dem Wechsel der Lebenssituation durch die Emigration umgehen konnten als die bereits jugendlichen EmigrantInnen. Sie hat zwar auch in ihrem beruflichen Werdegang erhebliche Nachteile in Kauf nehmen müssen, doch dies war erst der Fall, nachdem sie mit ihren Eltern 1941 nach Deutschland zurückgeführt wurde. Die Emigration der Eltern war hingegen für sie selbst ein Gewinn. Wenn auch nur in ihrem Einzelfall detailliertere Angaben vorliegen, zeigt sich doch, welche grundsätzlichen Chancen mit der Emigration verbunden sein konnten: Sie, aus der Familie eines vor der Emigration führenden Kieler Kommunisten, erkennt in ihren Erinnerungen, dass sie in Dänemark als „Kind eines Proleten“ bessere Bildungschancen hatte als in Deutschland. Nicht das Exil stellt so ihre Entwicklung als Kind und Jugendliche in Frage, sondern das politische und soziale Elend vor der Emigration und die erlebte Angst in Deutschland nach der Zwangsremigration im Jahre 1941. Damals blieb sie von einer weiterführenden Schulausbildung und von Ausbildungsberufen ausgeschlossen. Ihre Erfahrung als Kind im Exil unterschied sich so in erheblichem Maße von den anderen, etwas älteren jugendlichen Heranwachsenden im Exil.<sup>24</sup>

## **Konstruktion der eigenen Biografie**

Allgemein kann anhand der vorliegenden Aussagemöglichkeiten festgehalten werden, dass die Kinder und Jugendlichen mit dem Exil keineswegs eine allein negative Erfahrung verbanden und das Maß von Ablehnung oder Aneignung weniger von den materiellen Begleitumständen, der Dauer oder einer eventuellen Zwangsrückführung abhing, sondern stärker von der sehr spezifischen Situation des Entwicklungsprozesses, in dem sie sich zu Beginn des Emigrationszeitraums befanden. Die Jugendlichen hatten es hier schwerer als die Kinder im Exil, zumal sie sich altersbedingt bald mit den zunächst ungünstigen Ausbildungs- und Beschäftigungssituationen konfrontiert sahen und dem familiären Schutzraum entwachsen.

So sehr die persönlichen Chancen der Jugendlichen im Exil von ganz individuellen Faktoren abhingen und nicht allein von den politischen und materiellen Rahmenbedingungen vorgegeben waren, so sehr stellt es für die Kinder und Jugendlichen doch mehrfach ein Problem dar, im Rückblick

eine lebensgeschichtlich „erfolgreiche“ Konstruktion ihrer Biografie aufzubauen. Von der für die eigene Persönlichkeit negativ erlebten Erfahrungswelt bzw. einer fehlenden positiven Bezugnahme auf das politische Exil, die bei Hans-Harald Steilberger, aber auch bei Richard Hansen jr. und Bertram Osterroth (s.u.)<sup>25</sup> zum Ausdruck kommt, heben sich die Biografien anderer Kinder und Jugendlichen im Exil deutlich ab und werfen so die Frage auf, warum hier das Exil persönlichkeitsstärkend aufgefasst werden konnte.

Die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen konnte in den Emigrationsländern positiv befördert werden. So gab es günstigere Schulsituationen als im Deutschen Reich, und es gab die Erfahrung, dass man sich durch sein Emigrationsschicksal von seiner Umwelt positiv abhob. Dieses „Anderssein“ konnte mit der Solidarität einer Gemeinschaft, z.B. der Unterstützung durch die eigene dänische Schulklasse, bedacht werden – dies schilderte u.a. Friedel J.

Ein weiterer Grund hierfür war, dass die Kinder vor der Pubertät die aus der Verfolgung und Emigration entstehenden Stressphasen weniger konfliktbeladen für ihre eigene Identitätsbildung durchlebten, als dies zunächst angenommen werden mag, denn bei allem erzwungenen Wandel gewährte die engere Elternbindung eine ungebrochenere soziale Umwelt. Zumindest im Fall von Friedel J. – ihr Fall kann durchaus auf die Lebenslagen anderer Familien übertragen werden – bedeutete die politische Abstinenz des Vaters gar eine verstärkte Elternbindung aufgrund der stärkeren Präsenz des Vaters in der Familie. Zudem nahmen die Kinder, die vor der Einschulung oder in den ersten Grundschuljahren in die Emigration kamen, die Sprache/n der Aufnahmeländer entscheidend leichter als Alltags- und Umgangssprache an als die Jugendlichen und sind auf diese Weise in der Schulbildung weniger einem Ausbildungsnachteil ausgesetzt gewesen. In der kindlichen Neugierde und Lernfähigkeit kann daher sicherlich einer der stärksten Integrationsfaktoren erblickt werden.

Ein anderer Grund, warum hier das Exil persönlichkeitsstärkend aufgefasst werden konnte, mag darin liegen, dass die Verfolgung und das politische Exil der Eltern sowie das eigene Exil den damaligen Kindern einen Leitfaden der lebensgeschichtlichen Interpretation zur Hand gaben. Dies erleichterte die eigene biografische Bestimmung. Zumeist verlief die politische Sozialisation der Jugendlichen in den Bahnen der elterlichen Orientierung, ja, es kann geradezu von einer „Vererbung“ dieser Orientierung über drei oder gar vier Generationen gesprochen werden. Naheliegender ist, dass die politische Festigung der Jugendlichen entlang der Orientierung der Eltern es ihnen erleichterte, sich selbst in der Verfolgungsbiografie der Eltern wiederzufinden, etwa in der Deutung, im Falle eines Zurückbleibens Geisel der Gestapo zu werden (was etwa bei Heinz Köhler der Fall war).

Sie konnten auf diese Weise ihre durch die Emigration verursachten Benachteiligungen konkreter bewerten und identitätsstärkend interpretieren. Gleichwohl waren es zunächst einmal für alle Kinder und Jugendlichen Nachteile, die sie in der Schulausbildung und Berufsausbildung zunächst in Kauf nahmen und die nicht aus der eigenen Handlung oder Haltung resultierten.<sup>26</sup>

Die langjährige, bereits mit der Kindheit aufgenommene Anbindung an sozialdemokratische Umfeldorganisationen im Falle Heinz Köhlers stellte ihm – aber durchaus auch anderen, hier nicht erwähnten Jugendlichen – ein geschlosseneres Gerüst für das Begreifen der eigenen Lebensrealität zur Verfügung und ermöglichten die konsistente Konstruktion des eigenen, teils durchaus extrem konflikt- und problembeladenen Lebenswegs. Die Lebenswege der Jugendlichen mit einer positiven Bezugnahme – so Gertrud Bohnsack und Heinz Köhler – erscheinen so weniger als Abfolge von Zufällen und Beliebigkeiten, die um die Metapher der „Vertreibung“ kreisen, sondern von Chancen, die ergriffen werden konnten.

Auffällig ist aber, dass dies keineswegs für alle Kinder lokal führender und entsprechend verfolgter Sozialdemokraten festgestellt werden kann. Überraschend ist, wie schwer es für die bereits jugendlichen Kinder der prominenteren sozialdemokratischen EmigrantInnen war, der Emigrations-situation etwas Positives abzugewinnen. Diese Negativerfahrung könnte zwischen den Jugendlichen wie Bertram Osterroth und Richard Hansen jr. und ihren nach wie vor politisch hochmotivierten Eltern eine Distanz hergestellt haben, die die eigene Identifikation mit dem elterlichen Emigrationsweg abermals erschwert haben mochte. Fraglos haben die Eltern versucht, so weit es in ihrer Kraft stand, fördernd in die Belange der Kinder einzugreifen, doch die Situation des Exils schien etwas zu sein, was zum Leben der Eltern gehörte.

Als ein zentrales, im Rahmen dieses Beitrags kaum zu gewichtiges Problem für die Kinder und Jugendlichen könnte sich der Umstand erweisen, dass die seitens der Eltern nicht erzählten Bestandteile der Verfolgungsvergangenheit zu Familiengeheimnissen wurden. Bereits im Kontext der Erfahrungen von Holocaust-Überlebenden wurde ein solcher kommunikativer Mechanismus beschrieben, den es auch im Zusammenhang mit den Migrationserfahrungen zu überprüfen gilt. Zur Wirkung dieser Familiengeheimnisse schrieb u.a. Gabriele Rosenthal: „[Durch das Verschweigen ...] wirkt sich die Vergangenheit auf die Kinder und Enkel um so nachhaltiger aus. Die nichterzählten Bestandteile der Familiengeschichte sind folgenreicher als die erzählten. Trotz fehlender explizit sprachlicher Vermittlung wirkt sich die Vergangenheit täglich in der Alltagswirklichkeit aus. Sie findet Ausdruck in versprachlichten Gesten, durch Andeutungen,

wiederkehrenden Gesprächsabbrüchen bei bestimmten Themen und vor allem durch die konkreten Verhaltensweisen der Überlebenden [...]. Die Nachgeborenen füllen entweder die nichterzählten Geschichten mit Phantasien oder sie versuchen mit viel Energie, der erahnten Vergangenheit auszuweichen.“ Und weiter führt sie aus, dass für die Verfolgten wie für die Nachgeborenen die Nähe zur Verfolgungsvergangenheit und ihre sprachliche Bearbeitung existent blieb. Eine wesentliche Auswirkung der Verfolgungsvergangenheit ist daher oftmals die „Nähe zur Vergangenheit“; zumeist habe sich keine Distanz zu den Ereignissen eingestellt.<sup>27</sup>

Diesbezügliche Muster sind auch im Kontext der Erfahrungen des politischen Exils auszumachen, so z.B. im Zusammenhang mit den Familien Steilberger, Mlotkowski und – hier nicht weiter ausgeführt – Hansen. Die Motive der Eltern für dieses Nicht-Erzählen können dabei vielfältig sein: Richard und Lisa Hansen mussten aus Gründen der Konspiration eine Verschwiegenheit gegenüber den Kindern wahren, Mlotkowskis wollten wahrscheinlich nicht, dass die Tochter von Verratsvorhaltungen seitens der KPD gegen den Vater wusste, und bei Hans-Harald Steilbergers Eltern – dies muss für die zuvor genannten Eltern natürlich ebenfalls gelten – könnte das denkbare Motiv im elterlichen Wunsch liegen, die heranwachsende Generation vor belastenden Informationen zu beschützen. All dies bedeutete für die Kinder und Jugendlichen aber eine erhebliche Belastung der eigenen Biografie, denn ihnen war es nur erschwert möglich, die Frage nach dem „Warum“ zu beantworten.

Die Migration der Jugendlichen war mithin, so die These, von einer weitaus stärkeren Entfremdung und Zwangslage bestimmt als die der Eltern, für die die Emigration teilweise einen eigenen Stellenwert als Reaktion auf die Verfolgung hatte und einer Selbstbehauptung diente, z.B. in der Fortführung des Widerstands im Ausland. Eine vergleichbare Identitätsbildung war für Jugendliche nur auf Umwegen – etwa in der Überidentifizierung mit dem Vater – möglich. Eine Einbettung des Lebenswegs in dezidiert politische Rahmenbedingungen im Sinne einer eigenen Widerstandsvita konnten weder Hans-Harald Steilberger noch Bertram Osterroth oder Richard Hansen jr. vorbringen, und dies ist ein Aspekt, in dem sich ihr Erleben von dem Gertrud Bohnsacks und Heinz Köhlers unterschied. Die eigene, teils gegen den Willen eines Elternteils durchgesetzte Emigrationsentscheidung war es, die es den jugendlichen EmigrantInnen wiederum erlaubte, ihren Exilweg als handelnde Subjekte wahrzunehmen und auch retrospektiv als solchen zu beschreiben.

Es hat den Anschein, dass einzelne, als Jugendliche in die Emigration gelangte Personen die Situation der Fremdbestimmung im Exil nicht allein durch die von den Eltern erfahrene Verfolgungswirklichkeit erfuhren, son-

dern weil es ihnen selbst nicht gelang, diesem Exil einen eigenen Sinn und Nutzen zuzuweisen. Sie waren ohne eigenes Zutun in die Emigration gelangt und in zweifacher Weise zu Objekten in der Verfolgungssituation geworden. Insbesondere dies schien ihr Leben geprägt zu haben. Sie sprechen im Kontext der Wiedergutmachung von Nachteilen in der Ausbildung bzw. ließen ihre Vertreter eine diesbezügliche Argumentation vortragen.

Die Jugendlichen waren nicht nur mittelbar oder gar direkt zu Objekten der NS-Verfolgung geworden, sondern oftmals auch zu Objekten des elterlichen Fluchtverhaltens. Anders als diejenigen, die das Exil als Kinder erlebten oder erst während des Exils geboren wurden, hatten die Jugendlichen deutlich größere Probleme, im Bruch mit der bisherigen Lebensumwelt eine individuelle Chance wahrzunehmen.

Es ist kein Einzelfall, dass die vormaligen Kinder und Jugendlichen im Exil in späteren Jahren, spätestens im Rentenalter, mit ihren FreundInnen von einst wieder einen kontinuierlichen Kontakt aufbauten, wie dies von Gertrud Bohnsack erwähnt wurde. Auch Friedel J. und – die hier nicht vorgestellte – Elke L. geb. Henschel (Jg. 1939) übten die gleiche Wiederauffrischung ihrer positiven Kindheits- oder Jugenderinnerungen und weisen dies als persönlichkeitsstärkende Bezugnahme aus, die sie auch heute positiv aus ihrer sozialen Umwelt heraushebt.

## Anmerkungen

1. Dieser Beitrag basiert auf einem in die Dissertation des Autors („Politisches Exil als Migrationsgeschichte. Schleswig-Holsteiner EmigrantInnen im skandinavischen Exil 1933 – 1960“, Hamburg, Mai 2002) nicht aufgenommenen Unterkapitel.

Unter den 112 hier untersuchten Biografien waren 13 Kinder und Jugendliche, die aus Schleswig-Holstein emigrierten. Eine Person der Untersuchungsgruppe, Bertram Osterroth, emigrierte mit seinen Eltern aus Magdeburg und remigrierte mit den Eltern nach Kiel. Drei weitere Kinder waren 1931 bis 1933 in Schleswig-Holstein geboren worden, diese waren mithin während des gesamten Exilzeitraums noch Kinder. Immerhin 19 Kinder waren bis Kriegsende im Exil geboren.

Zum Exil der Kinder und Jugendlichen siehe u.a. Inge Hansen-Schaberg, „Kindheit und Jugend“, in: Claus-Dieter Krohn/Patrik von zur Mühlen/Gerhard Paul/Lutz Winckler (Hg.), Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945. Darmstadt 1998, Sp. 81-93; Hildegard Feidel-Mertz, „Schulen“, in ebd., Sp. 94-101; Bettina Goldberg, Mit einem Kindertransport nach Großbritannien. Drei ehemalige Kieler erinnern sich, in: ISHZ 33/34 (1998), S. 121-139; nicht auf Deutsch liegt vor: Ingrid Lamfors, Förlorad barndom – återvunnet liv. En kollektivbiografi över de judiska flyktingbarnen från Nazityskland. Kopenhagen, Diss. 1996.

2. Der Begriff geht zurück auf John W. Berry, Acculturation and Psychological Adaption, in: Klaus J. Bade (Hg.), Migration – Ethnizität – Konflikt. Systemfragen und Fallstudien. Osnabrück 1996, S. 171-186.

3. Richard Hansen sen. war vor der Emigration u.a. zweiter Vorsitzender der SPD in der Provinz Schleswig-Holstein. Im Exil war er faktisch von 1933 bis 1940 Chef der sozialdemokratischen Emigration in Skandinavien und nach der Remigration SPD-Fraktionssekretär im Kieler Landtag.

4. Der Sohn des späteren SPD-Kultursekretärs und MdL Franz Osterroth lebte allerdings nur sehr kurze Zeit nach der ersten Remigration 1949 in Schleswig-Holstein.
5. Ulrike Jureit, Erinnerungsmuster. Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager. Hamburg 1998, S. 127 („Vergessene Kinder“).
6. Historische Quellen zu den Exilwegen der Kinder und Jugendlichen sind durchaus vorhanden. Ihre späteren Entschädigungsanträge nach dem Bundesentschädigungsgesetz (BEG) und die laufenden, auf eigenen Angaben fußenden Berichte der schwedischen Ausländerkommission (SUK) in der Sozialbehörde („Socialstyrelsens“) erlauben hier tiefe Einblicke. In den Verfahren nach dem BEG bemühten sich die Antragsteller insb. um eine materielle Wiedergutmachung der ihnen durch die Verfolgung und Emigration zugefügten Ausbildungsschäden. Es kann daher nicht verwunden, dass hier eine die Probleme der Emigration in den Mittelpunkt stellende Darstellung des Lebens- und Verfolgungsweges dominiert. Nicht in jedem Fall stimmen die Erinnerungen jedoch mit historisch belegbaren Ereignissen oder Fakten überein. Mit drei Personen, die als Kinder bzw. Jugendliche mit den Eltern in die Emigration gingen bzw. dort geboren wurden, konnte im zugrunde liegenden Projekt ein persönlicher Kontakt hergestellt und – über das Schicksal der Eltern hinaus – eine Recherche zur ihrer Situation als Kinder und Jugendliche getätigt werden. Die drei Gespräche mit Friedel J. (Tochter der Motkowskis, Jg. 1926), Elke L. geb. Henschel (Jg. 1939) und Gertrud W. geb. Bohnsack (Jg. 1920) waren nicht als lebensgeschichtliche Interviews geplant. Über die Treffen wurde jeweils ein Gedächtnisprotokoll angefertigt, darüber hinaus stellten die Personen dankenswerterweise Fotos und weitere Schriftstücke zur Verfügung. Auf ihren Wunsch hin wird in einem Fall eine Anonymisierung vorgenommen und in zwei Fällen der Geburtsname verwendet.
7. Biografische Skizze vom Juni 1950, Landesarchiv Schleswig (LAS) 761/23067 (Berit Köhler).
8. Aus dem Lebenslauf geht im Übrigen nicht hervor, zu welchem Zweck oder Anlass er abgefasst wurde. Denkbar ist ein Zweck anlässlich einer möglichen Bewerbung im Öffentlichen Dienst.
9. Diese wäre nach dem 1950 geltenden Recht für ihn aber nicht zu erzielen gewesen, denn er selbst hatte weder eine Haft erlitten, noch war er von einem Arbeitsplatz im Öffentlichen Dienst entlassen worden.
10. Vom Vater Carl Köhler ist der Satz überliefert: „Ein alter Brückenbauer geht nie unter“ – denn die würden immer gebraucht, wenn die Zeiten schlecht sind. Carl Köhler an Erik Jansson (Flüchtlingshilfe), 13.6.1945, in: Arbetarrörelsens Arkiv och Bibliotek (ARAB, Stockholm, Gr. 697).
11. Hinweise auf das religiöse Bekenntnis der Familie liegen nicht vor. Ausbürgerungsersuchen der Gestapo Kiel an Gestapa, 13.7.1938, in: Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Inland II A/B, 83/76, R 99761; „Nach 16 Jahren wieder aufgerollt“, in: Kieler Nachrichten, 18.8.1949.
12. Sven Nordlung, Belastung oder Gewinn: Hitlerflüchtlinge auf dem schwedischen Arbeitsmarkt 1933–45, in: Einhart Lorenz/Klaus Misgeld/Helmut Müssener/Hans Uwe Petersen (Hg.), Hitlerflüchtlinge im nordeuropäischen Exil 1933 bis 1950. Hamburg 1998, S. 87–114.
13. Hans-Harald Steilberger, Stockholm 11.6.1959 an LEA, in: LAS 761/24551 (Hans-Harald Steilberger).
14. Dossier der Kriminalpolizei Stockholm vom 20.10.1951, in: Reichsarchiv Stockholm (RAS), Statens utlänningskommission, Socialstyrelsens (SUK), Nr. 405879 (Hans-Harald Steilberger).
15. Eidesstattliche Erklärung vom 7.1.1960, in: LAS 761/24551.
16. Hans-Harald Steilberger an Kurt Heinig am 7.2.1944, 27.11.1944, in: ARAB, Nachlass (NL) Kurt Heinig, Vol. 6.
17. Seitens der LG mag hier auch das schlechte Gewissen mit eine Rolle gespielt haben, dass man die Familien aus Gründen der Kostenersparnis für die gewerkschaftliche Flüchtlingshilfe in Dänemark nach der Anerkennung als politische EmigrantInnen zur weiteren Versorgung an die jüdische Gemeinde in Kopenhagen überstellt hatte.

18. Aufstellung der SUK, 21.5.1957, sowie Dossier der Kripo Stockholm, 20.10.1951, in: RAS, SUK 405879.
19. RA Boie an LEA, 1.10.1960 und „Ärztliche Bescheinigung“ (3.12.1960) des Långbro-Krankenhauses (Stockholm), in: LAS 761/24551.
20. Gespräch mit Frau Gertrud W. geb. Bohnsack, Hamburg 30.8.1999, Gesprächsprotokoll, weitere Informationen aus: Bericht der Stockholmer Polizei, 20.5.1942, in: Statens Invandrevärk (IV), SUK 407756 (Heinrich Bohnsack). Ihre Nähe zum Vater ist dabei keineswegs unkritisch; so beschreibt sie die sozialen Eigenschaften des Vaters im Beruf als Gewerkschaftssekretär als „bollerig“, undiplomatisch und rau, auch sein Verhalten in der Ehe wird kritisch gesehen.
21. Hier weist sie auf einen Zusammenhang hin, der für das Entstehen der politischen Emigration konstitutiv ist: nicht die Verfolgung begründete eine Emigration, sondern der anhaltende Ausschluss von einer Berufsausübung bzw. die Arbeitslosigkeit. Nahezu alle EmigrantInnen aus Schleswig-Holstein in Skandinavien waren zum Zeitpunkt der Emigration arbeitslos gewesen oder hatten ein Beschäftigungsverbot in ihren Berufen. Eine der wenigen Ausnahmen: Willy Brandt.
22. Inwieweit mit ihrer Remigration zum Zwecke der Heirat ihres Partners frauenspezifische Momente einer Erfahrungsverarbeitung der Emigration vorliegen, kann in Rahmen dieses Beitrags noch nicht gewichtet werden; siehe dazu das nicht abgeschlossene Teilmanuskript des Autors, „Frauen im politischen Exil“.
23. Gespräch mit Frieda J., Kiel 4.2. und 30.4.1997.
24. Ihr Erleben stellt keinen Einzelfall dar. Die erst 1939 in Schweden geborene und 1946 mit ihrer Mutter nach Deutschland zurückgekehrte Elke L. gewichtet ebenfalls die positiveren Bedingungen in Schweden gegenüber den ungünstigen im Nachkriegsdeutschland. Gespräch mit Elke L. geb. Henschel, Pinneberg, 5.11.1998.
25. Vgl. die Anmerkungen 3 und 4.
26. Die AntragstellerInnen stellten in ihren Entschädigungsverfahren ihre beruflich/schulisch-sozialen Probleme während der Emigration in den Mittelpunkt. Sowohl Bertram Osterroth als auch Richard Hansen jr. stellten das Motiv des erschwerten Spracherwerbs und der hiermit begründeten Ausbildungsschädigungen in den Kern ihrer Argumentation. Zwar liegt der instrumentelle Charakter der Argumentation auf der Hand, doch zumindest Bertram Osterroths Abschlusszeugnis aus dem Mai 1945 bestätigt insbesondere Schwächen bei den Sprachen (außer Deutsch) bei einem eher schlechten Gesamtzeugnis. Der berufliche Werdegang als Kinder von führenden Funktionären führte zu keiner qualifizierten Ausbildung, das Sozialkapital der Eltern konnte hier nicht in Bildungskapital umgemünzt werden. Bertram Osterroth wechselte zwischen 1947 und 1966 noch mehrfach zwischen Deutschland und Schweden, und Richard Hansen jr. wanderte von Schweden in die USA aus. Übersetzung des Abgangszeugnisses vom 25.5.1945 und Ergänzung zum Entschädigungsantrag von Bertram Osterroth o.D. [ca. 1966], in: LAS 761/24543 (Bertram Osterroth); Richard Hansen sen. an Landesentschädigungsamt (LEA), 24.2.1966, in: LAS 761/20274 (Richard Hansen jr.).
27. Gabriele Rosenthal, „Wenn die Zeit doch keine Wunden heilt“. In: Frankfurter Rundschau 27.1.1999.

## Der Autor

Thomas Pusch, Jahrgang 1963, Historiker (M.A.), 1993–1995 Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Göttingen, 1996–1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte in Schleswig. Mai 2002 Abgabe der Dissertation *Politisches Exil als Migrationsgeschichte. Schleswig-Holsteiner EmigrantInnen und das skandinavische Exil 1933–1960*. Zurzeit freier Mitarbeiter der Körber-Stiftung, Hamburg.